

Spielzeug aus Amerika

Saddam Hussein ist fast immer der Erste im Klassenzimmer. Draußen ist es im deutschen Winter um kurz vor neun fast noch dunkel, drinnen tränen seine Augen im Licht der flackernden Neonröhren, die den Raum wie ein Aquarium bis in den letzten staubfrei geputzten Winkel ausleuchten.

Nach und nach treffen die anderen Kursteilnehmer ein. Bis zur dritten Stufe des Integrationskurses hat Hussein geglaubt, er sei *Schüler*, aber dann hat die Lehrerin erklärt, dass Erwachsene, die einen Integrationskurs besuchen, auf Deutsch *Teilnehmer* heißen. Er hat sich das Wort sorgfältig in sein Heft notiert. Er macht alles sehr sorgfältig. Der Kurs ist teuer. Saddam Hussein ist Asylbewerber. Asylbewerbern finanziert der deutsche Staat keinen Integrationskurs. Da man nicht wissen kann, ob der Antragsteller bleiben darf, könnte sich ein Sprachkurs als Fehlinvestition erweisen. Was nutzen Herrn Hussein Deutschkenntnisse, wenn man ihn vielleicht in einem halben Jahr zurück nach Bagdad schickt? Niemand spricht dort Deutsch. Hussein findet nicht, dass der Kurs eine Fehlinvestition ist. Deshalb putzt er jeden Morgen vor der Schule schwarz den Kiosk eines irakischen Bekannten, denn normale Arbeit ist ihm nicht gestattet. Solange über Herrn Husseins Antrag nicht entschieden ist, liegt es im Interesse des deutschen Staates, dass er selbst eine Fehlinvestition bleibt, der man zwar Wohnraum und Essen finanziert, aber nicht mehr. Manchmal, auf den Ämtern, haben die Sachbearbeiter, die seinen Fall beurteilen müssen, einen Ausdruck in den Augen und einen Klang in der Stimme, die Hussein begreifen lassen, dass er zu viel Geld kostet. Es ist zwar gewollt, dass er eine Fehlinvestition ist, aber Fehlinvestitionen sind nun einmal nicht beliebt. Für den deutschen Steuerzahler ist er ein überteuertes Rennpferd, das immer verliert, aber dennoch sehr viel Heu frisst.

So wie die Schüler eigentlich keine Schüler sind, so ist die Lehrerin eigentlich keine Lehrerin, sondern *Dozentin*. Sorgfältig hat sich Hussein das Wort in sein Heft notiert. Exakt um neun Uhr betritt sie das Klassenzimmer, der letzte Kursteilnehmer wird erst gegen halb zehn auftauchen, und die Lehrerin wird das Zuspätkommen seufzend in die Kursliste eintragen. Die Lehrerin liebt Pünktlichkeit. Sie hat ein nahezu religiöses Verhältnis dazu. Pünktlichkeit ist ihr heilig. Und so schreibt Hussein *Pünktlichkeit* in seine dicke Vokabelkladde, mit Ausrufezeichen und zweimal umrandet.

Husseins Lehrerin ist sehr groß und hat unglaublich kurze rotblonde Haare. Sie ist fast vierzig, nicht verheiratet und hat keine Kinder. Hussein denkt, dass niemand sie verletzen kann. Wer keine eigene Familie hat, dem kann man auch nicht wirklich etwas antun. Er fragt sich, ob das der Grund dafür ist, dass die Lehrerin keinen Mann und keine Kinder hat. Er weiß nicht, ob er sie beneiden soll oder nicht. Sie macht nicht den Eindruck, als ob sie etwas vermisst, aber sie hat auch noch keinen Sohn geboren und weiß nicht, wie es sich anfühlt, wenn man ihn im Arm hält und er einen zum ersten Mal anlächelt. Als er das erste Mal Omars Lächeln sah, spendierte er im Café am Ende der Straße allen Tee und Baklava. Die Männer klopfen ihm auf die Schulter und gratulierten ihm zu seinem hübschen Erstgeborenen.

Sie reden viel über Familie im Kurs, obwohl es ein gefährliches Thema ist. Außer der Lehrerin sind alle verheiratet, fast alle haben Kinder. Die meisten hat die mollige Sevgi, sie ist 36, hat fünf Töchter und drei Söhne und schon das zweite Enkelkind. Verheiratet wurde sie mit 15. Als sie das erzählt, sagt Natalia, die hübsche junge Russin: „Das ist krank. Das ist verboten.“ Sevgi versteht zuerst nicht richtig, aber dann wird sie sehr wütend. Ihr Deutsch ist fast noch immer so schlecht wie am Anfang des Kurses. Wegen der vielen Kinder, die dauernd krank sind, fehlt sie oft. Sie schreit Natalia auf Türkisch an, die Lehrerin hat Mühe, die beiden Frauen zu beruhigen. Sevgi weint und muss getröstet werden, und Natalia ruft immer wieder in den Raum: „Aber ich hab Recht doch! Weiß jeder. Das ist verboten. In Russland so was verboten.“

Ein anderes Mal sprechen sie über Großmütter. Großmütter sind ein noch gefährlicheres Thema. Hana aus dem Kosovo ist die Erste, die weint. „Großmutter tot“, schreit sie. „Vater auch. Im Krieg.“ Während die Lehrerin mit einer Hand Hanas Hand hält und mit der anderen in ihrer Handtasche nach Papiertüchern kramt, geht Hanas Aufzählung weiter: „Ein Bruder tot. Kaputt mit Pistole. Andere Bruder Kopf kaputt. Nicht mehr sprechen, wie Baby jetzt. Mann von Schwester auch tot. Alle tot.“ Dann legt Maria aus Angola los und erzählt von ihrem Vater und einem Bruder, die beide den Bürgerkrieg nicht überlebt haben, und Sarah, die aus dem Kongo stammt, berichtet von ihrem Mann, der von den Tutsis getötet wurde. Hussein fragt sich, ob die Lehrerin jemals wieder in einem Kurs nach Großmüttern fragen wird.

Er findet, dass Familie ein zu gefährliches Thema ist, über das sie besser nicht mehr sprechen sollten. Er weiß zum Beispiel nie, wie er antworten soll, wenn man ihn fragt,

wie viele Kinder er hat. Längst hat er Perfekt und Imperfekt gelernt und könnte genau Auskunft geben, aber trotz ausreichender Grammatikkenntnisse möchte er lieber nicht über die Zahl seiner Kinder reden. Das ist okay. Die Lehrerin hat erklärt, dass er dann sagen soll: „*Darüber möchte ich nicht sprechen.*“ Auch diesen Ausdruck hat er sorgfältig in sein Heft übernommen.

Heute stellt sich heraus, dass auch Urlaub ein gefährliches Thema ist. Als sie Wechselpräpositionen mit Dativ und Akkusativ wiederholen, geht es im Lehrbuch ums Reisen. „Wann fliegen Sie im Sommer in die Türkei?“, fragt die Lehrerin freundlich. Dilek starrt in ihr Buch, als wenn sie dort die Antwort finden könnte. „Akkusativ, Dilek“, erklärt die Lehrerin, „in die Türkei.“ Dilek schweigt weiter. „Haben Sie mich verstanden, Dilek?“, fragt sie vorsichtig noch einmal. Grimmig schaut Dilek der Lehrerin jetzt ins Gesicht: „Verstanden, ja. Aber ich nicht fahren Türkei Sommer. Ich gar nicht fahren Türkei. Kein Geld. Nicht sehen Familie. Drei Jahre.“ Dilek bricht in Tränen aus, und die Lehrerin kramt mal wieder nach Papiertaschentüchern. Im Klassenzimmer erhebt sich ein vielstimmiger Klagegesang, der von fehlendem Geld für Tickets, ans Ende der Welt ausgewanderten Angehörigen, fehlender Familienbande und Einsamkeit handelt. Dilek ist nicht die einzige heulende Teilnehmerin, Hussein kann sehen, dass die Lehrerin erleichtert ist, als es Zeit für die Frühstückspause ist.

Nach der Pause haben sich die Gemüter noch nicht beruhigt. Aber jetzt geht es nicht mehr um unbezahlbare Tickets, sondern um Saddam Husseins hingerichteten Namensvetter. Eine aufgeregte Diskussion ist im Gange. „Frau Koch“, der Nachname der Lehrerin ist so kurz wie ihr Haar und klingt wie die Quintessenz der deutschen Phonetik, „wer schlimmer ist: Saddam Hussein oder Hitler?“, fragt Natalia.

„Wie bitte?“, fragt die Lehrerin.

„Wer schlimmer ist? Saddam Hussein oder Hitler?“

„Ich hoffe, Sie meinen nicht unseren Saddam“, antwortet Frau Koch und lächelt Hussein an. Er will nicht unhöflich sein und lächelt vorsichtig zurück.

„Natürlich nicht“. Natalia zeigt ihre strahlend weißen Zähne.

„Gaddafi ist auch sehr schlimm, mehr schlimm als Saddam Hussein“, sagt Hassan.

Hussein glaubt, dass er sehen kann, wie die Lehrerin innerlich aufstöhnt. Einen Augenblick ringt sie mit sich, Hussein ist sich nicht sicher, ob es mit Hassans schlechter Grammatik oder mit Gaddafi zu tun hat. „Also schön, dann wiederholen wir mal die Adjektivsteigerung.“ Die Lehrerin geht an die Tafel und schreibt: *Gaddafi war schlimm,*

Saddam Hussein war schlimmer, Adolf Hitler war am schlimmsten. Natalia lächelt triumphierend. Dann schreibt Frau Koch noch einen Satz an die Tafel: *Stalin war genauso schlimm wie Hitler.* Hussein lächelt. Er mag die Lehrerin, auch wenn sie gerade den Schlimmsten von allen vergessen hat: George W. Bush. Hitler und Stalin sind lange tot, über Gaddafi weiß er nicht allzu viel, sein Namensvetter war sicherlich grausam und brutal, aber das wirklich Böse, das Schlimmste, was je über sein Land gekommen ist, das ist der 43. Präsident der USA. In seinem sunnitischen Viertel in Bagdad weiß das jeder.

Um die Präpositionen mit Akkusativ zu üben, eröffnet die Lehrerin jetzt eine Ballrunde zum Thema Ferien. Als er an die Reihe kommt, fragt ihn Hassan: „Wann das nächste Mal fahren nach Irak du?“

„In den Irak“ verbessert Frau Koch geduldig.

Hussein schweigt. Wie Dilek zuvor starrt er in sein aufgeschlagenes Buch, als wenn dort die Antwort stünde. Die Lehrerin wartet auf seine Antwort, der ganze Kurs wartet auf seine Antwort. Keiner weiß, dass er Asylbewerber ist, er hat es niemandem erzählt. Und was er sagen soll, wenn er über etwas nicht sprechen möchte, fällt ihm nicht mehr ein. Schließlich sagt er: „Wenn alles gut, nicht mehr Irak.“

„Aber das dein Zuhause ist“, sagt Hassan entrüstet. Hussein denkt an die staubige enge Straße, in der er mit seiner Familie gewohnt hat. An die Mittagshitze im sommerlichen Bagdad, in der die Temperatur mittags oft 45 Grad erreicht. An seine hochschwangere Frau, die im abgedunkelten Wohnzimmer auf dem Sofa liegt und nasse Tücher um ihre geschwollenen Knöchel gewickelt hat. An Omar, der trotz der Hitze draußen spielen möchte. Er erinnert sich, wie er seinen lebhaften fünfjährigen Sohn ermahnt, vor dem Haus zu bleiben, nicht ans Ende der Straße zu gehen, wo die Streubomben der Amerikaner eingeschlagen sind, kurz nach Anfang des offiziellen Krieges, der schon lange vorbei ist. Trotzdem haben sie jetzt viel seltener Strom als unter Saddam und auch oft kein fließendes Wasser. Draußen ist es dreckig und stinkt. Trotzdem will Omar zu seinen Freunden runter auf die Straße. „Nur vor dem Haus! Nicht ans Ende der Straße! Hörst du!“ Denn genau dort wollen die Jungen immer spielen, in den Ruinen, dort kann man sich gut verstecken, dort kommen die Erwachsenen nicht hin, weil sie sich vor den Blindgängern fürchten. Die Kinder fürchten sich auch, aber die zerstörten Häuser sind wie ein unbeobachteter Abenteuerspielplatz, je mehr die Erwachsenen ihn verbieten,

desto aufregender ist es, sich heimlich dorthin davonzustehlen.

Omar stürmt aus der Wohnungstür ins Treppenhaus, Hussein hört seine trampelnden schnellen Schritte auf den Stufen. Gleich wird er ihm nachgehen, sich zu den anderen arbeitslosen Männern vor dem Haus in den Schatten setzen. Sie werden Tee trinken, reden und auf die Kinder aufpassen. Er setzt sich nur einen Augenblick zu seiner Frau aufs Sofa, nimmt ihr Hand. Es ist so heiß, und er ist so müde. Vier Jahre lebt Bagdad jetzt schon im Krieg, fast genauso lange liegt der offizielle Waffenstillstand zurück. Aber das Sterben geht weiter, jeden Tag. Hussein ist so erschöpft wie seine Stadt.

Er wird von dem Gebrüll auf der Straße wach. Sofort weiß er, dass ihm dieses Schreien gilt. Er stürzt aus dem Haus, sieht die Menschenmenge am Ende der Straße, dort, wo die Kinder nicht spielen dürfen. Rennt los, es ist so heiß, und seine Beine wollen unter ihm nachgeben, aber er läuft weiter, boxt sich durch die Mauer aus verschwitzten Rücken, schreit, riecht verbranntes Fleisch, taumelt, fällt beinah hin. Omar liegt auf der stau-bigen Straße. Das Bomblet, das er gefunden hat, ein kleines grünes glänzendes Ding, das wie ein harmloses Spielzeug aussieht, hat ihm die Arme weggerissen und das halbe Kinn. Die Männer wollen ihn zurückdrängen, aber Hussein schlägt einem von ihnen in den Magen, einen anderen tritt er. Er legt sich in den blutigen Staub zu einem Sohn und hält ihn fest, und die Männer bilden um ihn eine Phalanx, die Kinder und Frauen nicht hindurch lässt, stehen mit ihm in der glühenden Hitze und schauen stumm auf den Vater und sein totes Kind.

Saddam Hussein denkt an alles, was er in Bagdad zurückgelassen hat, um in Deutschland eine Fehlinvestition zu werden. Er wäre lieber wieder Buchhalter als eine Anlage, die kein Kapital abwirft. Er kennt sich mit Zahlen aus, er weiß, wie man eine Kalkulation erstellt, Gewinne und Verluste berechnet.

„Nein“, sagt er jetzt zu Hassan: „Zu viel Spielzeug aus Amerika in Bagdad.“

„Also ich finde Barbie sehr schön“, erklärt Natalia bestimmt. Hussein betrachtet sie. Natalia ist sehr schön, sie hat lange, blonde Haare, blaue Augen und ist sehr schlank. Ein wenig sieht sie wie die kleine russische Schwester von Barbie aus. Und Hussein denkt an Aahminah, karamellfarbene Haut und ebenholzschwarzes Haar, die vor sich hin plappernd oft stundenlang ihre blonde, rosige Plastikpuppe an- und auszieht.

„Meine Tochter auch“, sagt Hussein und lächelt, „meine Tochter auch.“